



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Lösung der Wallensteinfrage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bahnen besitzt, welche den Handel, der aus diesem Verkehre entspringt, vertheilen. Mit alleiniger Ausnahme der Fabrication von Leinenwaaren, die meist thätlich durch staatlichen Schutz entstand und erhalten wurde, hat es nur Manufacturen, die kümmerlich dahin stiechen. Irland ist nur ein anderer Name für alles, was erbärmlich, schwächlich und unfruchtbar ist, obwohl es ihm von Natur durchaus nicht an Kraft und Fähigkeit mangelt.“ Es ist ein Beispiel dafür, was England allen anthun würde, die sich ihm nach den Wünschen der Manchesterpartei freiwillig oder gezwungen zur Ausbeutung überlassen. „Und nun die Türkei. Ihre Zölle waren bis vor wenigen Jahren niedrig, ihr Handelssystem war ein sogenanntes liberales. Die Ruinen Kleinasiens zeigen, daß es ehemals eine zahlreiche Bevölkerung ernährte, und wir wissen, daß es auch jetzt seiner Natur nach dazu befähigt wäre. Jetzt sind weite Strecken davon Wüste und Steppe. Gewiß tragen auch andre Ursachen zu diesem Verfall bei, aber die falsche Zollpolitik der Pforte trägt wohl die Hauptschuld. Kein Theil der weitausgedehnten Besitzungen des Sultans zeigt günstige Wirkung seines liberalen Tarifs.“

Der Verfasser der Sophisms schließt dieses Capitel folgendermaßen: „Eine Nation, die für sich fabricirt, gedeiht. Die Ursachen davon sind nicht schwer zu entdecken. Eine Nation, die für sich fabricirt und zugleich Nahrung für sich erzeugt, producirt zwei Werthe und schafft statt eines Marktes zwei. Eine fabricirende Nation wird schneller reich als eine solche, die bloß Landwirthschaft treibt. Der Grund davon liegt ebenfalls auf der Hand. Ein Volk von Landwirthen setzt den größern Theil seines Capitals jährlich nur einmal um. Die Fabrikanten setzen es jährlich zuweilen drei bis vier, mitunter ein Duzend mal um. Weder die fabricirende noch die landwirthschaftliche Thätigkeit sind mehr durch die zufällige Kaufkraft fremder Märkte beschränkt. Die verarbeitende Industrie schafft einen Markt für Brot und Rohstoffe, die Brot und Rohstoffe producirende einen für Fabrikartikel, verarbeitete Rohstoffe. Beide arbeiten einander in die Hände, beide stärken einander.“



Die Lösung der Wallensteinfrage.



aum war am 25. Februar 1634 in Eger der tödtliche Schlag gegen Wallenstein geführt worden, als auch schon die siegende Partei sich beeilte, vor der Deffentlichkeit die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der „so geschwinden Execution“ darzulegen. In rascher Folge erschienen die Apologia, das Alberti Fridlandi perduellionis chaos, der „Ausführliche und gründliche Bericht der vorgewesten Frid-

landischen und seiner Abhängen abscheulichen Prodition“ und Seshma Raschins von Riesenburg „Gründlicher und wahrhaftiger Bericht.“ Auf Raschin folgten Pater Lamormain und Rhevenhüller, die zeitgenössischen Biographen Ferdinands II., und die große Menge der Verherrlicher des Wiederherstellers der katholischen Glaubensfreiheit in Oesterreich bis auf Hurter hinab. Ihnen allen war Wallensteins Verrath außer Zweifel. Gegenüber der Masse von Beschuldigern war von jeher die Zahl der Vertreter der Unschuld Wallensteins verhältnißmäßig gering. Auch waren die Vertheidigungen seines Rufes nicht immer glücklich. Zu laut sprachen die officiellen Rechtfertigungsschriften für Wallensteins Verrath, zu wenig Beweismaterial ließ sich für die Unschuld des Todten beibringen, so daß der Widerspruch gegen die übliche Tradition sich nur selten regte, wenn man auch hie und da betonte, daß nicht alle gegen Wallenstein geschleuderten Anklagen die Wahrscheinlichkeit für sich hätten und daß erst dann über den Angeklagten ein Urtheil gefällt werden könne, wenn er selbst gehört worden sei.

So schloß selbst Schiller sein Urtheil über den Charakter Wallensteins mit den Worten: „Endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Document nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. . . . Ein Unglück für den Lebendigen, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.“

Erst nach Schillers Tode wurde der Versuch gemacht, die bisherigen Fragmente einer Correspondenz Wallensteins zu vervollständigen. Das k. k. Kriegsarchiv begann mit Veröffentlichung zahlreicher auf Wallenstein bezüglichen Documente und einzelner Schreiben von seiner Hand. Andre Briefe folgten, so daß die Correspondenz des Herzogs rasch anwuchs. Bei weitem den bedeutendsten Zuwachs erhielt sie aber in dem vor zwei Jahren erschienenen Werke Hermann Hallwich's „Wallensteins Ende. Ungedruckte Briefe und Acten.“ Denn trotz der nicht unansehnlichen bereits vorhandenen Literatur fand Hallwich noch einen Briefwechsel Wallensteins, dessen Umfang auf mindestens zehntausend bisher ungedruckte Schreiben veranschlagt werden darf. Dem gegenüber erscheint wohl alles bisher Veröffentlichte als ein minimaler Bruchtheil, und die Behauptung ist gerechtfertigt, daß in Sachen Wallensteins bisher Wallenstein selbst noch nicht gesprochen habe.

Hallwich hat darauf verzichtet, die reichen Quellen, die er bietet, zu einer umfassenden Darstellung des Lebens und der Thaten des Herzogs auszunutzen,

er behandelt lediglich in der Einleitung zum zweiten Bande seines Werkes die Ereignisse, die zur Egerer Katastrophe führten, und diese Katastrophe selbst übersichtlich und in trefflicher Weise. In Hinsicht auf Wallensteins Charakter überhaupt schließt er sich der Auffassung an, wie sie Ranke in großen, genialen Zügen entwickelt hat. Auch nach seiner Ansicht hatte sich der Herzog, nachdem der Bruch mit dem Kaiser erfolgt war, zu verrätherischen Verhandlungen mit dem Feinde entschlossen.

Neuerdings hat nun Edmund Schebel einen werthvollen und höchst interessanten Beitrag zur Wallensteinfrage geliefert,*) in welchem er zu beweisen sucht, daß von einem Verrathe des Herzogs von Friedland überhaupt nicht die Rede sein könne, sondern daß dieser einzig und allein das Opfer seiner Gegner und Meider geworden sei.

Um diesen Beweis zu liefern, geht Schebel mehr als irgend einer seiner Vorgänger auf die Kritik der Quellen ein. Er analysirt alle Anschuldigungen, sucht die Quelle jeder einzelnen Beschuldigung auf und prüft sie durch Vergleich mit anderweit feststehenden Thatsachen oder sonst unzweifelhaft gegebenem auf ihre Lauterkeit. Das Resultat der mit Fleiß und Scharfsinn geführten Untersuchung ist so wichtig, daß es sich lohnt, auf die Hauptpunkte der Beweisführung näher einzugehen.

Wallenstein war im Fluge von einem mäßig begüterten Edelmann zum reichsten Fürsten, zum ersten Manne Oesterreichs emporgestiegen. Namentlich während seines zweiten Generalats hatte er durch außerordentliche Vollmachten eine Stellung errungen, wie sie in einem geordneten Staatswesen und unter einem kräftigen Regenten nie hätte entstehen können. Ferdinand II. war aber, wie Gindely nachgewiesen hat, wohl ein glaubensstarker Fürst, wofür man ihn immer gehalten hat, aber auch ein äußerst willens- und regierungsschwacher Herrscher. Inmitten der ungeheuern Schwierigkeiten, die ihm im Reiche und in seinen Erblanden erwuchsen, mußte es ihm in hohem Grade willkommen sein, einen Mann voll Geist und Kraft zu finden, der ihm den schwersten Theil der Regierungsgeschäfte, die Vertheidigung seiner Länder gegen äußere und innere Feinde, abnahm, und dies unter Bedingungen, welche die in tiefster Zerrüttung befindlichen Finanzen nicht allzusehr in Mitleidenschaft zogen. Ferdinand vergalt denn auch die großen Dienste, durch welche Wallenstein ihn rettete, reichlich und bewahrte dem Fürsten sein Vertrauen auch dann noch, als die Kurfürsten ihn zwangen, ihn seiner Stellung zu entheben.

Wenn aber der Kaiser den so lange begünstigten endlich fallen ließ, so erklärt sich dies durch den Umstand, daß es Personen gab, die unter dem schwachen Kaiser selbst regieren wollten, was ihnen ver sagt blieb, so lange Friedland Einfluß

*) Die Lösung der Wallensteinfrage von Dr. Edmund Schebel. Berlin, Theodor Hofmann, 1881. VII und 612 Seiten.

befas. Dazu gesellten sich andre, die aus Neid oder Mißgunst, aus Furcht oder Rache, wegen erlittener Zurechtweisung ihm feindlich gesinnt waren. Diese Gegnerschaft war nicht ungefährlich. Mächtige Herren gehörten zu ihr, darunter selbst der Thronfolger, der König von Ungarn, der sich schmeichelte, nach Wallensteins Sturz selbst den Commandostab führen zu können. Eine Stütze hatte diese Hofpartei ferner an Maximilian von Baiern, dem vor Wallensteins Plänen, des Kaisers Macht wieder zu erhöhen, bangte. Zuletzt schlug sich auch Spanien zu Wallensteins Feinden.

„So zahlreich und mächtig aber auch die Gegnerschaft Wallensteins war,“ sagt Schebek, „so ist es doch fraglich, ob es ihr gelungen wäre, ihn zu Falle zu bringen, wenn es nicht einen vom Schicksal heraufbeschwornen Widersacher gegeben hätte, welcher ohne Unterlaß an seinem Untergange arbeitete und mit der List und Tücke eines Höllengeistes die feindlichen Elemente wachrief und leitete.“ Als diesen Widersacher bezeichnet er den Grafen Wilhelm Slavata. Demselben Mann, dessen Fenstersturz das Signal zum dreißigjährigen Kriege gegeben, gebühre vor allem der Ruhm, Wallensteins Sturz herbeigeführt zu haben, kein andrer als er sei die Urquelle der Verfälschungen seiner Geschichte.

Freilich sind es nur wenige Angaben, die wir über Slavatas Leben haben. Wilhelm Slavata von Chlum und Koshumberg entstammt einer alten, verarmten böhmischen Herrenfamilie und wurde im Glauben der Brüdergemeinde erzogen. Nachdem er zum katholischen Bekenntniß übergetreten, zu Siena die Rechte studirt und weite Reisen gemacht hatte, begann er unter Kaiser Rudolf, der ihn zum Kämmerer und Hofmarschall machte und als Beisitzer ins Landrecht berief, seine öffentliche Laufbahn. Daß er ein starrer Vertreter der katholischen Kirche und der päpstlichen Macht war, beweist der Umstand, daß er bei der Eintragung des Religionsbriefes in die Landtafel sich mit Martiniß weigerte, als Relator zu fungiren und die vereinbarte Amnestie mit zu unterschreiben. Die Erhebung Ferdinands auf den böhmischen Königsthron beförderte er eifrig, und als er unter die zehn Statthalter gewählt worden war, drängte er lebhaft zu entschiednen Maßregeln. Wenn von Wien aus die bekannten scharfen Befehle ergingen, so hat man nicht ohne Grund seine und Martiniß' Einwirkung dahinter gesucht. Jene Befehle waren es aber, welche die zur böhmischen Revolution führende Erbitterung hervorriefen.

Während Friedrichs von der Pfalz kurzem Königthume trat Slavata in den Hintergrund. Sobald jedoch die Schlacht am weißen Berge das Uebergewicht der katholischen Waffen entschieden hatte, übernahm er wieder die alten Aemter und Würden, um nun rasch zu den höchsten Stellen aufzusteigen. Am 19. Januar 1652 schloß er im Wiener Professhaus der Jesuiten die Augen. In der Jesuitengruft zu Neuhaus wurde sein Leichnam beigelegt.

Die Geschäftskennntniß und Geschäftsgewandtheit des Grafen Slavata bezeichnet Schebek als eine außerordentliche. Dabei habe sein Gesichtskreis keines-

wegs nur die innern Angelegenheiten umfaßt, sondern er habe auch der äußern Politik nicht fern gestanden, deren Interessen und treibende Kräfte, sowie deren Rückwirkung auf die innern Verhältnisse er wohl gekannt habe, wie seine Staatschriften bewiesen. Nicht bloß seine eigne schriftstellerische Gewandtheit sei staunenswerth, sondern auch das Geschick und die Gelegenheit, sich in dieser Beziehung andern dienstbar oder hilfsbereit zu machen und sie in der gleichen Richtung, wie er sie selbst verfolgt, zu inspiriren und zu leiten. Natürlich habe ihn in dieser Wirksamkeit seine Stellung als Leiter der böhmischen Hofkanzlei wesentlich unterstützen müssen. Sie habe ihn über alle bedeutsamen Vorkommnisse beständig auf dem Laufenden erhalten, mit der ganzen officiellen und diplomatischen Welt in Berührung gebracht oder ihm wenigstens den Verkehr mit derselben ermöglicht.

Als Grundzüge seines Charakters nennt Schebek Falschheit und Zähigkeit. Im Gefolge der Falschheit aber hätten sich noch andre Untugenden bei ihm eingestellt: Verstellung, Lüge, Verschmiztheit, Heuchelei, Gleißnerei und Verleumdung. Er, der fromme, gottesfürchtige Mann, sei selbst davor nicht zurückgeschreckt, zur Bekräftigung seiner bewußten Lügen Gott als Zeugen anzurufen. Im Bunde mit seiner Zähigkeit hätten solche Eigenschaften jedem gefährlich werden müssen, gegen den sie sichkehrten. Wallenstein aber sei der Gegenstand seines glühenden Hasses gewesen. Ihn habe er proteusartig in den verschiedensten Gestalten und mit den verschiedensten Waffen angegriffen. Ihn habe er mit den verwerflichsten Mitteln bekämpft und endlich gestürzt.

Lassen wir jetzt die Frage, die jeder sofort aufwerfen wird, was Slavata zu Wallensteins erbittertem Feinde machte, beiseite und folgen Schebek bei der Durchmusterung der Schriftstücke, die ihm für Slavatas gehässige Gesinnung gegen den Feldherrn zum Beweise dienen.

Zuerst besitzen wir aus den Jahren 1624—1625 eine Schrift Slavatas, die er dem Kaiser übergab, um den damaligen Obersten von Prag, Wallenstein, zu denunciiren. Das Schreiben wirft in 42 Punkten Wallenstein Schmutz, Habsucht und Gewaltthätigkeit vor und beschuldigt ihn namentlich, keine Mannszucht halten zu können. Schon hier wird die Aeußerung Wallensteins vorgebracht, daß ihm am militärischen Obercommando am meisten liege, mehr als an seinem Fürstenthume, sowie die Anschuldigung, daß sein Heer der Mehrzahl nach aus Kezern bestehe, und „schon hier ist Slavata bemüht, seine Angaben nicht mit seinem Namen, sondern mit fremder Autorität zu decken.“ Daß übrigens die Anklagen aus der Luft gegriffen sind, kann niemand leugnen. Wer möchte heute wagen, den Mann der emsigsten Thätigkeit faul, den königlich freigebigen geizig und den Ehegatten, auf dessen Familienleben auch nicht ein Schatten fällt, ehebrecherisch zu nennen? Und hat wohl einer eine eisernere Disciplin als der Friedländer ausgeübt?

Noch aber stand Wallenstein in des Kaisers Gunst zu hoch, als daß Slavatas Verleumdungen ein williges Ohr gefunden hätten. Slavata trat daher in Corre- Grenzboten III. 1881.

spondenz mit Dr. Leuker, dem bayerischen Agenten in Wien, weil er bemerkte daß in dem Verhältnisse des Kurfürsten Maximilian zu Wallenstein eine Spannung eingetreten war. Die Berichte Leukers beförderten natürlich die Klagen Slavatas nach München. Sie sind im großen und ganzen mit den 42 Punkten identisch.

Unter den Mittheilungen an Maximilian befand sich nun auch ein Bericht über eine Unterredung, die Wallenstein mit dem Fürsten Eggenberg am 25. und 26. November 1626 zu Bruck an der Leitha hatte, ein Bericht, der Maximilian veranlaßte, sofort einen Bundestag der katholischen Liga zu berufen, denn jene Unterredung weist auf gefährliche Ziele Friedlands hin. Er bezweckte nichts geringeres als Deutschland dem Kaiser zu Füßen zu legen und damit zugleich dessen Stellung zur dominirenden in Europa zu machen. In diesem Berichte tritt überall die Feindseligkeit gegen Wallenstein hervor. Der Herzog wird als Heerführer herabgesetzt und die Begünstigung der Ketzer in der kaiserlichen Armee hervorgehoben.

Wer war nun der Verfasser? Maximilian sagt, daß der Bericht von einer Person herrühre, „die um des Friedlands Sachen und Intentionen vor andern Wissenschaft habe, auch bei ihm in großem Vertrauen stehe.“ Diese Person ist, wie Schebel glaubt, niemand anders gewesen als Slavata, der damals noch in freundschaftlichem Verhältnisse zum Herzog stand. Von diesem sei er über jenes Gespräch mit Eggenberg unterrichtet worden und habe nun jene Pläne in Form einer Unterredung Friedlands mit Eggenberg eiligst zur Kenntniß desjenigen gebracht, welchen sie am empfindlichsten berühren mußten.

Ein Jahr später folgen die Relationen des Paters Alexander von Aless an den Kurfürsten von Baiern. Sie stroken geradezu von Verdächtigungen. Wallenstein wolle sich an der Spitze seines Heeres zum Herrn der Kurfürsten und des Kaisers machen. Um das Heer ganz an sich zu fetten, nehme er Ausländer und Ketzer auf und übe gegen die Zuchtlosigkeit der Truppen Nachsicht. Durch Gewaltthätigkeiten und unbefchränkte Werbungen ruinire er das Land. Kurz, was in der Brucker Unterredung noch im Keime verschlossen liegt, entfaltet sich in den Relationen schon zu reichen Trieben. Man erfährt, was Wallenstein vorhabe, wie er seine Pläne durchführen werde und wie ihnen begegnet werden könne.

Der Gewährsmann mußte dem Tone des Schreibens nach von vornehmer Herkunft sein. Sein Name wird nirgends genannt; *il personaggio grande* oder kurzweg *il personaggio* wird er bezeichnet. Auch diese Persönlichkeit soll Graf Slavata gewesen sein.

Als Wallenstein sich bestimmen ließ, das Generalat zum zweitenmale zu übernehmen, erschien eine Flugschrift, welche seine Bedingungen in die Oeffentlichkeit brachte. Rhevenhüller nahm diese Mittheilungen in sein Geschichtswerk auf, wodurch sie eine gewisse Autorität erlangten. Früher hat man diese Ab-

machungen wohl verwendet, um einen Makel auf Wallenstein zu werfen. Denn wenn der Herzog wirklich, wie es hieß, als Lohn für seine Hilfe eine „kaiserliche Affecuration uf ein österreichisches Erbland in optima forma wegen einer extraordinari Recompens“ verlangte, so hieß dies, dem Kaiser in seiner Bedrängniß unwürdige Bedingungen abzwängen. Indessen handelt es sich hier, wie schon Ranke dargelegt hat, um eine offenbare Fälschung, eine Fälschung, die nach Schebek nur den Zweck hatte, Friedland herabzusetzen. Schebek glaubt daher, daß auch hier Slavata der Urheber war, daß er bloße Gerüchte über die Capitulation durch eigne Thaten ins Ungeheuerliche vergrößerte und dann die Nachricht vor allem nach München gelangen ließ, wo sie am meisten beunruhigen mußte.

Auch die „Wallensteinsche Relation,“ die über Wallensteins Schalten und Walten in Böhmen klagt, dann eine Vorstellung an den Kaiser: „Judicia, wie der Herzog von Friedland könnte bewogen werden, sein Generalat zu resigniren,“ ferner eine im Bamberger Archiv befindliche Denkschrift, welche dem Kaiser all die vermeintlichen Unterlassungen und Fehler des Feldherrn seit dem Frühling des Jahres 1633 darlegt, und endlich ein Gutachten mit der Ueberschrift: *An expediat d. generalissimum ducem Friedlandiae ab officio revocare et regem Ferdinandum III. bello praeficere* schreibt Schebek demselben Feinde Wallensteins zu. In den letzteren drei Schriften, von denen namentlich die dritte die heftigsten Anklagen erhebt, finden wir außer den schon früher erwähnten Beschuldigungen, daß der Herzog strebe, die Waffen beständig in den Händen zu behalten, daß er die Reichsfürsten drücke, den Kaiserhof terrorisire, auf des Kaisers Tod speculire, alles selbständig erledige und seinen Monarchen von den Friedensbedingungen zu spät oder unvollständig unterrichte, zum erstenmale auch den Herzog als Feldherrn angegriffen. Man wirft ihm die nicht gehörige Ausnutzung der Siege, die Verschümmung der Gelegenheit zu siegen, die Preisgebung der Länder und Stifte an die Soldaten zum Raube und dergleichen vor. Wallenstein soll veranlaßt werden, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen. Die Schrift *An expediat etc.* aber spricht schon davon, der Kaiser solle ihn „sanft“ entheben und den König Ferdinand zum Generalissimus erklären.

Schebek prüft auf Grund der Wallensteinschen Briefe und andrer Urkunden jene Vorwürfe gegen Wallensteins Kriegsführung und findet sie mit Recht unbegründet. Auch hier hält er demnach Slavata für den Verleumder.

Es folgt das *Votum ejusdam secreti consilarii imperatoris*. In diesem *Votum* bekennet sich Slavata ausnahmsweise einmal selbst als Verfasser, indem er sich auf seine Verwandtschaft mit Wallenstein und auf seine Bekanntschaft mit ihm von der Zeit her beruft, wo dieser noch als Knabe bei seinem Oheim auf Koscshumberg die Schule besuchte und insgemein „der Dolle von Wallstein“ genannt wurde. Auch bittet er nicht wie früher „von seiner wenigen Person keine Meldung zu thun,“ und seine Sprache ist entschiedener. Er dringt nicht allein

geradezu auf die feinen Augenblick länger zu verschiebende Entsetzung des Herzogs, sondern vermischt sich sogar, seiner sonstigen Devotion entgegen, dem Kaiser indirect darüber Vorwürfe zu machen, daß seine Beschwerden gegen Wallenstein aus dem Jahre 1624 und sein Rath, ihm im Jahre 1631 das Generalat nur in der Eigenschaft eines Generallieutenants des Königs zu übertragen, unberücksichtigt geblieben seien. Dasselbe Botum scheint bereits der Instruction als Vorlage gedient zu haben, welche Maximilian den 22. December aus Braunau an Richel in Wien abgehen ließ. Denn in beiden Actenstücken wird dem gottesfürchtigen Kaiser das Fluchen und Gotteslästern seines Feldhauptmanns und dessen Hang zur Sterndeuterei vorgehalten.

Noch stärkere Aufreizungen gegen Wallenstein enthält eine Mahn- und Strafpredigt unter dem Titel: *Exhortatio angeli provincialis ad imperatorem et reges Austriacos*. Schon nach Aretins Vermuthen stammt sie aus Slawatas Feder. Schebek hält dies für eine unbestreitbare Thatsache.

Ein andres Gutachten an den Kaiser über den Herzog von Friedland, welches der bairische Vicekanzler Richel an seinen Herrn am 18. Januar 1634 schickte und als ein „welsches Scriptum“ bezeichnete, geht noch rücksichtsloser und heftiger zu Wege. Der General, heißt es da, hat nichts gutes gethan, dagegen alles üble verschuldet. Die Siege und sonstigen militärischen Erfolge, die er errungen, sind nicht ihm, sondern den Nachwirkungen der Siege Tillys und den Unterbefehlshabern Gallas, Aldringen und andern zu danken. Das ganze Unheil aber, welches der Krieg mit sich gebracht, wird ihm allein zur Last gelegt. Hätte nicht ein Wunder den Tod des Schwedenkönigs bei Lützen herbeigeführt, so wäre die Residenz Wien selbst in die Hände der Feinde gefallen. Inhalt und Form ähneln wieder auffallend den Schriften, für deren Verfasser Slawata bei Schebek gilt.

Anfang Januar 1633 wurden Gerüchte verbreitet, daß Friedland mit Richelieu in Verhandlung stehe. Für Baiern mußte es höchst wichtig sein, Aufklärung darüber zu erhalten. Der bairische Agent war denn auch endlich imstande, seinem Herrn den Baiern und Köln betreffenden Auszug der Verhandlungen mitzutheilen, den Aretin unter dem Titel: *Estratto dal Francese* veröffentlicht hat. Das vorhandene Fragment behandelt allerdings nur die kühnen Pläne, welche Wallenstein bezüglich Baierns verfolgt haben soll. Schebek macht aber wahrscheinlich, daß wir es hier nur mit einem Theil des Ländervertheilungsplanes zu thun haben, mit dem sich Friedland nach der Meinung seiner Gegner getragen. Als den Vater dieses tief angelegten Anschlages macht er wieder den Grafen Slawata namhaft, „denn der Estratto paßt nicht nur vortrefflich in das System seiner Machinationen, sondern steht auch nach Geist und Wort in unverkennbarer Verwandtschaft mit der von Baiern handelnden Stelle in der Bamberger Schrift.“ Daß der Plan, der Wallenstein zugeschoben wird, wenig Glaubwürdigkeit verdient, setzt Schebek in treffender Weise auseinander.

Die große Wallensteinverschwörung soll sich nun in folgender Weise entwickelt haben. Es habe sich anfangs immer nur darum gehandelt, den Herzog der Macht zu berauben; nie habe sich eine Katastrophe voraussagen lassen, wie sie in der That eingetreten sei. „Da kam das Bündniß von Pilsen, und die mit demselben für die Gegner aufdämmernde Hoffnung, sich nunmehr des Gefürchteten für immer entledigen und zugleich sich selbst von der Gefahr einer späteren Verantwortung befreien zu können, gab der Sache mit einemmale eine andre Wendung. Mit teuflischer Bosheit und Geschicklichkeit wußte der Verfolger das Bündniß zu einer ganz gefährlichen, weit aussehenden Conspiration wider den Kaiser und das kaiserliche Haus auszuspinnen.“ So seien die mit Wissen und Billigung des Kaisers und seiner Minister gepflogenen Unterhandlungen mit den beiden protestantischen Kriegsfürsten in ein falsches Licht gestellt worden, und man habe von allerhand gefährlichen Praktiken mit Cardinal Richelieu gesprochen. Baiern und Spanien hätten zu einer „geschwinden und heroischen kaiserlichen Resolution“ gedrängt, endlich auch Slavata diejenigen Gerüchte in Umlauf gesetzt, die dann später nach Wallensteins Tod in die Rechtfertigungsschriften des kaiserlichen Hofes aufgenommen wurden, daß nämlich Friedland vorhabe, sich Wiens zu bemächtigen, es anzuzünden und den Kaiser gefangen zu nehmen.

Uebergehen wir an dieser Stelle die Ereignisse, welche zur Katastrophe führten, und werfen wir nur noch einen Blick auf diejenigen Schriften, welche kurz nach Wallensteins Tode erschienen und in der Absicht verbreitet wurden, den Herzog als einen Verräther am Kaiser hinzustellen und seine Execution als rechtmäßig zu begründen.

Die erste Zeitung, welche in Wien und wohl überhaupt über die Egerer Vorgänge ausgegeben wurde, ist eine Flugschrift „Ausführlicher gründlicher Bericht von dem Egerschen Verlauf“ betitelt. Dieselbe erzählt, Wallenstein habe die Absicht gehabt, „das ganze hohe Haus Oesterreich sammt allen den getreuen Dienern zu ermorden, die Stadt Wien zu plündern und zu Aschen zu verbrennen.“ Ferner wird hier die Fabel von Wallensteins Falschheit gegen Isolano, von der beabsichtigten Hinrichtung der widerstrebenden Egerer Rathsherren und Bürger aufgetischt. Der ganze Ton des Schreibens, wie auch der Umstand, daß es officiös war, legt nach Schebel die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es unter dem Einflusse Slavatas zustande kam.

Dasselbe gilt von der „Ausführlichen und wahrhaften Relation dessen, was vom 12. Januarii dieses laufenden 1634. Jahres an bis auf den 12. Februarii mit Albrecht von Wallenstein . . . sich zugetragen hat.“ Auch diese Flugschrift bewegt sich in dem Slavata'schen Lügengewebe. Danach hat Friedland dem Obersten Scharffenberg den Auftrag gegeben, „Wien zu plündern, den Kaiser, König, sammt dem unschuldigen neugebornen Prinzen und dem Erzherzogen und das ganze hochlöbliche Haus Oesterreich in Deutschland zu exstirpiren und auszurotten; zu diesem End sind auch die Häuser in der Stadt gezeichnet gewesen.“

Das „General-Rendez-vous“ habe am 22. Februar auf dem weißen Berge bei Prag stattfinden sollen, „allda er das kais. Volk hat wollen ihme in einem Ring schwören lassen und wer sich nicht hätt wollen darzu bequemen, den hätt man auf gut Friedländerisch um den Kopf kürzer gemacht oder an einem Hansföörnlein erstickt.“

Dann folgt die Apologia, welche seit ihrer Veröffentlichung durch Aretin als das Product von Butler, Gordon und Leslie angesehen wurde und deshalb in Bezug auf die thatsächlichen Vorgänge zu Eger vor allen andern Schriften Glauben fand. Schebel hält deren Urheberschaft aber aus durchschlagenden Gründen für unmöglich. Denn abgesehen davon, daß Leslie und Butler unmittelbar nach der Bluttthat Eger verließen, also an der vom 6. März 1634 datirten Schrift keinen Antheil haben konnten, so unterscheidet sich dieselbe auch in der Haltung wesentlich von dem gleich am 26. Februar an die kaiserlichen Offiziere gerichteten Manifest Gordons und Butlers. Die Schrift kann auch nicht in Eger geschrieben worden sein, wie der Satz am Ende beweist. „Dieß alles wird durch eine absonderliche und ausführliche Deduction der werthen Christenheit und lieben Posterität vor Augen gestellt werden.“ Am 6. März konnte zu Eger noch gar niemand wissen, daß in Wien an einer solchen Deduction gearbeitet wurde. Die Schrift muß also in der Hauptstadt geschrieben worden sein. Auch hier hält Schebel eine Beeinflussung durch Slavata nicht für unmöglich.

Die angefündigte Deduction war überschrieben Alberti Fridlandi perduellionis chaos sive ingrati animi abyssus. Schon Ranke hielt, weil Aufsätze Slavatas im „Chaos“ vorkommen, diesen für den intellectuellen Urheber. Nach Schebel ist sie direct von Slavata geschrieben, und zwar der erste Theil schon vor 1632. Die „Apologie“ behauptet, daß Friedland von Anfang an mit Schweden im Einvernehmen gestanden habe, und sieht zumal in allen Operationen Wallensteins in dem Kriegsjahre 1633 Lug und Trug. Der sonderbare Länder- und Güter-Vertheilungsplan taucht auch hier wieder auf, ebenso die populär gewordene Geschichte der Clausel beim Pilsener Gastmahle und anderes, was zur Verdächtigung des Herzogs dienen konnte. „In dem Chaos,“ sagt Schebel, „ist ein solcher Auswurf von Haß und Bosheit zugleich mit so viel Unsinn in Entstellung und Deutung der Thatsachen aufgehäuft, daß es fast zur Unmöglichkeit wird, es als das Product eines Menschen anzusehen, welcher sich im Zustande der Willensfreiheit befindet. Es erscheint vielmehr wie der Ausbruch der Tobsucht nach langem stillen Wahnsinn, wozu der über die Maßen glückliche Erfolg in der Richtung, nach welcher hin der Wahn trieb, vielleicht auch ein erklärlicher Anlaß war.“

Das officiële Manifest, betitelt: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesten Fridlandischen und seiner Abhärenten abscheulichen Prodition“ hatte nach der bisherigen Annahme den Hofkriegsrath Johann Georg Pucher zum Verfasser. Aus einem Schreiben Slavatas an den Grafen Martiniz geht

aber hervor, daß der Urheber Dr. Johann Matthäus Briklmaier war, ein Reichshofrath, der zu Slavata intime Beziehungen unterhielt und in der friedländischen Angelegenheit ihm diente. Eine Beeinflussung des Manifestes durch Wallensteins Feind erscheint daher Schebek außer Zweifel.

Wir nennen endlich Seshma Raschins „Gründlichen und wahrhaftigen Bericht,“ dessen Original unter den Papieren Slavatas im Neuhauser Archive gefunden worden ist. Ranke meint, daß Raschins Bericht den Eindruck einer gewissen Naivität und Wahrhaftigkeit mache und deshalb nicht von der Hand zu weisen sei, während Förster ihn für ein Gewebe von absichtlichen Lügen erklärte. Schebek weist zunächst nach, daß es Slavata war, der Raschins sich annahm und seinen Bericht an die höchste Stelle gelangen ließ und daß sich der Verfasser eine gute Belohnung ausbedang, um die er also seine Relation verkaufte. Die Glaubwürdigkeit Seshmas wird von ihm daher bestritten. Seshma Raschin führt Aeußerungen Wallensteins an, die an sich unwahrscheinlich sind, z. B.: „Wir dabei verboten, ich sollte die Sachen ja in höchster Geheim halten, denn ich hätte nichts zu verlieren, er und Terzka aber sehr viel“, ferner: „Ich sollte in den Sachen verschwiegen sein und niemand nichts vertrauen, denn es laufe auch um ihn und den Terzka, wenn es der Kaiser erfahren sollte,“ und dergleichen mehr. Die Anschuldigungen aber, die gegen Wallenstein erhoben werden, klingen an das Votum *eujusdam consiliarii* und das *Perduellionis chaos* an. „So drängt sich der Verdacht auf, daß Slavata Vorgänge in die Relation hineingetragen habe, um seinen früheren Aussprüchen eine Bestätigung von anscheinend fremder Seite zu verschaffen, ja daß die Relation von Anfang bis zu Ende das Werk Slavatas sei und daß Jaroslav Seshma Raschin von Riesenburg daran weiter keinen Antheil gehabt habe, als daß er die Waare mit seiner Flagge deckte.“ Diese Hypothese erscheint um so eher möglich, als der in Diensten Thurns stehende Raschin niemals von Wallenstein als Unterhändler verwendet wurde. Wir besitzen nämlich ein von der friedländischen Confiscationscommission aus Anlaß des Sachseeneinfalls geschöpftes Erkenntniß vom 25. Januar 1634, welches Raschin wegen Theilnahme an der Plünderung in Böhmen verurtheilt. War aber Raschin, wie er behauptet, Mitwisser von Geheimnissen Wallensteins, war dann eine solche Verurtheilung möglich?

Die Thätigkeit Slavatas war aber, wenn wir Schebek glauben dürfen, noch nicht abgeschlossen. Er stand auch dem Verfasser der *Annales Ferdinandei*, dem Grafen Rhevenhüller, in nahem Verhältnisse; auch das *Theatrum Europaeum* dürfte seinen Inspirationen nicht entrückt geblieben sein. Ja Schebek macht ihn zum Verfasser von Spottgedichten, wie sie damals über Wallenstein erschienen. „Wir finden in der That,“ sagt er, „nicht wenige, die seinen Geist und seine Anschauungen widerspiegeln und die wir ihm deshalb zuzuschreiben kein Bedenken tragen.“ Wenn es zahlreiche Epitaphien und Epigramme auf Wallenstein giebt, die von Gift und Galle strotzen, so findet er eine Erklärung dafür, daß das

tragische Geschick des Helden keine mildere Beurtheilung hervorrief, allein in dem unauslöschlichen Haß, der in Slavatas Brust vulkanartig getobt und sich nur in so bitteren und selbst gemeinen Ausbrüchen habe Luft machen können.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachweis des Ursprungs und Zusammenhangs der Schriften über eine so tief in das Geheimniß gehüllte Angelegenheit, wie das Slavatasche Ränkespiel, oft nicht anders als durch die Verwandtschaft in Gedankengang und Ausdrucksweise geliefert werden kann. Der Uebersicht wegen hat denn Schebel zum Schlusse aus den Schriften, welche er dem Grafen zuschreibt, eine Reihe von Stellen parallel drucken lassen. In der That giebt es darunter Abschnitte, welche die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken in so ähnlicher Weise zum Ausdruck bringen, daß sie entweder denselben Autor oder doch die Benutzung seiner Aufsätze verrathen.

Zum Schlusse seines Werkes faßt Schebel nochmals das Resultat seiner Untersuchung zusammen, und indem er andres, was wir von Slavata wissen, damit zusammenstellt und darauf seine Hypothesen gründet, giebt er uns folgendes Bild von dem Feinde Wallensteins und seinen Motiven.

„Es sind persönliche Gründe, von welchen Slavatas Auftreten gegen Wallenstein bestimmt wird. Ein tiefer Haß bricht überall hervor. Woraus derselbe aber entsprang, ist nicht zu entnehmen; vielleicht aus Rachsucht für eine frühere Beleidigung oder aus Neid und Eifersucht; auf das letztere möchte man aus dem öftern Hinweisen auf Wallensteins Reichthum und glänzende Stellung schließen. Aus religiösen und politischen Motiven entsprang der Haß gewiß nicht, da die Verfolgungswuth Slavatas bereits im Jahre 1624, also zu einer Zeit schon, wo Wallenstein erst Commandirender zu Prag war, sich äußert und in unverminderter Heftigkeit austritt, wo auch nicht die leiseste Differenz mit dem kaiserlichen Hofe in religiösen oder politischen Fragen bestand. Im Gegentheile bindet Slavata selber mit Gegnern der kaiserlichen Politik an, um Wallenstein zu schaden, und er würde nach einem vulgären Spruche kein Bedenken getragen haben, sich dem Teufel zu verschreiben, wenn sein Ziel nicht anders zu erreichen war. Seine Verfolgungswuth ist eine so anhaltende und blinde, daß die Möglichkeit einer ihr zu Grunde liegenden Monomanie keineswegs ausgeschlossen bleibt. Insolange eine solche jedoch nicht sichergestellt ist, muß man ihn als zurechnungsfähig ansehen und sein Verfahren vom sittlichen und rechtlichen Standpunkte auf das strengste verurtheilen.“

In der Wahl seiner Mittel habe er sich über alle Rücksichten hinweggesetzt, welche Moral und amtliche Stellung auferlegten. Er habe sich in das Vertrauen des Arglosen eingeschlichen, und was ihm dieser von seinen Absichten und Plänen vertraulich eröffnet, verrathe er, entstellt oder übertrieben, denjenigen, die es betroffen habe und deren Gegnerschaft ihm habe gefährlich werden können. Er habe ihn zu Handlungen aufgestachelt, um ihn dann wegen derselben anzuklagen. Ohne Auftrag und Wissen seines Monarchen habe er mit auswärtigen Potentaten

und deren Vertretern geheime Verbindungen angeknüpft und ihnen die innersten Vorgänge am kaiserlichen Hofe mitgetheilt. So er habe hochverrätherischer Weise durch diese Verbindungen die kaiserliche Politik zu durchkreuzen und zu vereiteln versucht und sie auch wirklich vereitelt.

Von jungen Jahren an habe er sich die Beobachtung des von ihm verhassten zur Aufgabe gemacht; zum System werde sie, seit Wallenstein seine große militärische und politische Rolle angetreten habe. Er umgebe ihn mit einem Netze von Spionen und liege selbst beständig auf der Lauer. Er wittere förmlich heraus, was derselbe in dieser oder jener Situation im Sinne führen könnte, und natürlich sei es immer das schlechteste, was er ihm zumuthe. In seiner Berechnung wisse er übrigens die von ihm ausgedachten Anschläge Friedlands gerade immer dort anzubringen, wo sie am empfindlichsten hätte berühren müssen und wo auch das thatkräftigste Eingreifen in seinem Sinne zu erwarten gewesen wäre. So habe er Friedland bei aller Welt verhehzt, beim Kaiser und beim Thronfolger, bei den hohen Würdenträgern, bei der Geistlichkeit, beim Adel, beim Militär, im In- und Auslande, bei Freund und Feind.

Es sei kein Wunder, wenn die Ausstreuungen Slavatas über Wallensteins Neigung zum Abfall vom Kaiser, über seine Präntensionen, seine jesuitenfeindlichen Tendenzen u. dergl. auch zu den Feinden gedrungen seien. Auch habe Slavata Mittel gefunden, Verdächtigungen ins feindliche Lager zu leiten, und es sei ihm nicht darauf angekommen, zu diesem Behufe Briefe zu fingiren.

Endlich habe Slavata bei den nach dem Tode Wallensteins und seiner Anhänger zur Rechtfertigung der That oder wegen der Vermögensconfiscation anhängig gemachten Processen eine derartige Rolle gespielt, daß in der That nur beschlossen worden sei, was er gewollt habe, und später noch habe er zahlreiche Berichte verfaßt, welche die Grundlage zur Geschichte von Wallensteins Verrath geworden seien, ja sein Einfluß wirke noch immer in den Acten fort, welche neu aus den Archiven hervorgezogen würden.

So hätten wir in Slavata den Autor der Verschwörung Wallensteins, den intellectuellen Urheber seines Sturzes und den leitenden Geist bei der Ausführung der Maßregeln zu erblicken, welche denselben herbeiführten.

Wir haben Schebek ausführlich sprechen lassen, denn eben in dem, was wir vorgeführt haben, liegt der Kern seiner Hypothese, liegt das Universalheilmittel, mit dem er alle Schäden, die dem Namen des von ihm mit warmer Begeisterung vertheidigten Helden bisher anhafteten, mit Leichtigkeit heilt. Denn welcher Vorwurf es auch ist, der gegen den Herzog erhoben wurde, welcher Verdacht sich in Flugschriften oder Briefen von Freund und Feind immer aussprechen mag, überall sieht Schebek das wuthverzerrte Antlitz seines Verfolgers dahinter, wittert er gemeine Lüge und schamlosen Betrug. Ja selbst, wenn aus schwedischen oder französischen Archiven die belastendsten Actenstücke zum Vorschein kämen, Wallensteins Vertheidiger würde dagegen gewappnet sein. Slavata war es, der Mittel

und Wege fand, die compromittirenden Nachrichten über Wallenstein in Umlauf zu setzen, ja er verstand es selbst, Verhandlungen zu fingiren, denn der mit Feuquières correspondirende Kinsky war gar nicht der Freund des Herzogs, sondern (vgl. S. 517) möglicherweise nur eine mystische Person. Sprach also dieser Kinsky von der Absicht Wallensteins, sich der böhmischen Krone zu bemächtigen, so ist das nur ein Manöver Slawatas gewesen, den Herzog zu verdächtigen. Schwieriger kommt Schebek mit Arnims Mittheilungen und den Briefen des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, des Boten Wallensteins an Bernhard von Weimar, aus. Aber er hilft sich doch auch hier. Entweder haben sie beide zu viel gesagt, geflunkert, oder aber — und das letztere macht er namentlich bei dem Herzog von Lauenburg geltend — die Briefe, die den Friedländer compromittirten, sind untergeschoben und der Unterhändler, der dies doch hätte sehen müssen, wurde gewonnen, darüber stillzuschweigen.

Hiernach verfällt Schebek leider in denselben Fehler, den er an denjenigen Geschichtschreibern tadelt, die von der Schuld Wallensteins überzeugt sind. Wie jene sich nach den von Slawata herrührenden Berichten ein Bild Wallensteins gemacht haben sollten, in welches der Verrath sehr gut hineinpaßte, so geht er von dem Grundsätze aus, daß Wallenstein unschuldig sei, und schreibt jedes belastende Urtheil allein Slawata zu.

Aber lebte denn dieser Slawata wirklich, war er ein Wesen von Fleisch und Bein oder war es nicht vielmehr die vielzüngige Fama, die geschäftig bei Freund und Feind alles üble gegen den Herzog verbreitete? — Wir meinen das letztere und glauben, daß Schebek seinen Slawata sich nur gebildet habe. In mittelalterlichen religiösen Stücken trat wohl der leibhaftige Gottseibeiuns auf, unter verschiedenartiger Gestalt führte er den Kampf gegen das Gute. Aber der Teufel wird erkannt, überführt, und er verhilft als die Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft, der Wahrheit zum Siege. Aehnlich geht es in Schebeks Buche zu. Auch hier wird der Uebelthäter gefunden, und dadurch kommt die Unschuld des Verлагten ans Tageslicht.

Gerade diesen Slawata zu fingiren, lag nahe. Er war — und das hat Schebek durchaus glaubhaft gemacht — ein Feind Wallensteins und hat seine Hand vielfach im Spiele gehabt. Unbedenklich können wir auch zugestehen, daß verschiedene der oben genannten Flugchriften von ihm stammen, wenn auch natürlich nicht alles, was gegen Wallenstein geschrieben wurde, selbst wenn es oft mit Slawata übereinstimmt, von diesem herzurühren braucht. Aber was wissen wir sonst von ihm? Noch ist er, so lange nicht das Slawata'sche Archiv in Neuhaus in dieser Hinsicht gründlich ausgebeutet ist, ein unbeschriebenes Blatt Papier, auf das manche Niederträchtigkeit ohne Widerspruch geschrieben werden kann. Und was für ein Scheusal soll dieser Slawata gewesen sein! Ohne eine erkennbare Veranlassung bekämpft er in jeder Gestalt den Herzog bis über das Grab hinaus, verletzt er selbst die Interessen seines Monarchen und seines Vater-

landes. Schebek glaubt, daß ihn dabei die Leidenschaft verblendet habe; wo ihm das aber nicht auszureichen scheint, meint er, Slavata habe an Verfolgungswahnsinn gelitten. Freilich fragt er sich selbst, ob ein solcher mit einer so außerordentlichen Schlaubeit und Umsicht, wie sie der Verfolger entwickelt, auch vereinbar sei. Die Beantwortung schiebt er Psychologen und Irrenärzten zu. Er selbst begnügt sich die Eigenheiten Slavatas, die als Symptome einer Geistesstörung in Betracht gezogen werden könnten, mitzutheilen.

Mit der Annahme eines solchen Verfolgers läßt sich natürlich jeder Flecken Wallensteins abwaschen. Aber, selbst angenommen, dieser Slavata habe existirt, ist es möglich, daß ein Mensch Tausende von wohlunterrichteten und klarsehenden Männern täuschen und sie zwingen konnte, durch seine Brille zu sehen? Ist es möglich, daß ein einzelner aus weiß schwarz machen konnte, und zwar der Art, daß zweihundert und fünfzig Jahre lang die Welt im Irthum leben konnte über Ereignisse, die doch auf offener Bühne sich abspielten? Ist es endlich möglich, daß eine solche verleumderische Persönlichkeit, die zu ihren Zwecken ihre Fäden nach allen Seiten spannt, Jahrhunderte hindurch unbekannt bleiben konnte? Auf diese Fragen erhalten wir von Schebek keine Antwort.

Schließen wir eine kurze Betrachtung derjenigen Ereignisse an, welche Wallensteins Katastrophe vorangingen, und sehen wir, wie Schebek die Schuld hier von seinem Helden abzuwälzen sucht. Mit vollster Wahrscheinlichkeit hat bereits Hallwich in dem obengenannten Werke den Nachweis geliefert, daß alle Unterhandlungen, welche Wallenstein während des Jahres 1633 geführt, im Einverständniß mit dem Kaiser erfolgt seien. Schebek hat noch manches werthvolle zur Unterstützung dieses Beweises angeführt. Erst der Umstand — sagt Hallwich —, daß der Herzog des Kaisers Vertrauen einbüßte, daß er fühlte, wie die Kluft zwischen ihm und dem Oberhaupte des Staates sich von Tag zu Tag erweiterte, habe ihn nach Eger getrieben, um von hier aus in Verhandlung mit Schweden und Sachsen zu treten. Hier habe ihn das Verhängniß ereilt. Den Angelpunkt in der Schuldfrage des Herzogs werden also die Verhandlungen zu bilden haben, die im Beginn des Jahres 1634 mit Sachsen, Schweden und Frankreich geführt wurden. Bezüglich der letztern ist Wallenstein nach Hallwich's und Schebek's Untersuchungen wohl freizusprechen, bezüglich der übrigen ist auch von Schebek der Beweis für die Unschuld nicht erbracht worden.

In dem verhängnißvollen Ritt nach Eger hat man bisher auch von derjenigen Seite, die Wallenstein günstig ist, das „Amtreten des Herzogs zum Feinde“ gesehen. Schebek will diese Auffassung nicht gelten lassen. Wallenstein, sagt er, habe nach einem gesicherten Punkte gesucht, um von da aus eine Vereinbarung über die seit längerer Zeit angebotene Niederlegung des Generalats unter angemessenen Bedingungen zu erwirken. Wenn es aber nur dies galt, warum verhandelte dann der Herzog, der des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt wurde, noch weiter mit Schweden und Sachsen? Sein Anwalt erklärt

dies an einer andern Stelle damit, daß er sagt, es habe sich darum gehandelt, die Schweden zu bestimmen, dem Abschlusse des Friedens mit Sachsen und Brandenburg, woran Wallenstein angefehlt der ihm nicht verborgnen Verstimmung des Hofes unendlich viel gelegen habe, keine Schwierigkeiten zu machen. War dies aber nicht in dieser Lage für den frondirenden Herzog ein hohes Spiel? Endlich, wenn Wallenstein den Frieden schloß, für wen hatte er Geltung? Doch nur für Wallenstein allein. Wenn Schebek meint, es könne schon deshalb von einem Verrath nicht die Rede sein, weil die Schweden und Sachsen gar keine Anstalten getroffen hätten, dem Herzoge die Hand zu reichen, so erklärte sich dies durch das sehr begreifliche Mißtrauen jener Mächte, die eine Täuschung fürchteten, ein Mißtrauen, das um so natürlicher war, da Wallenstein sicherlich nur sehr vorsichtig und geheimnißvoll zu Werke gehen konnte.

Die „Lösung der Wallensteinfrage“ hat Schebek sein Buch genannt; dennoch hat das fleißige und scharfsinnige Werk diese Lösung nicht herbeigeführt. Wenn es dem Verfasser nicht möglich ist, das Bild von Slawatas Wirken tiefer zu begründen, so wird der Slawata-Mythus wieder verschwinden. Aber wenn auch: jedenfalls ist Schebeks Arbeit ein so wichtiger und interessanter Beitrag zur Wallensteinfrage, daß kein späterer Forscher an ihr wird vorübergehen können, ohne Stellung zu ihr zu nehmen.



Johann Maria Hildebrandt.



in Telegramm, welches am 4. Juli 1881 von Sansibar aus an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelangte, lautete lakonisch: „Hildebrandt todt. Tananarico. 29. Mai. Ebenau.“ Herr Ebenau ist der Verweser des deutschen Reichsconsulats in Tamatave auf Madagaskar (Tamatave liegt nordöstlich von Tananarico, der Hauptstadt Madagaskars, am Meere und an dem Flüßchen Hirondo). Es ist somit an der Richtigkeit der Unglücksbotschaft nicht zu zweifeln, zumal da in dem Telegramm Datum und Ort genau angegeben sind. Die näheren Details über den Tod des berühmten Afrikareisenden, in dem die Wissenschaft und namentlich die botanische Forschung einen unermüdblichen Kämpfer verloren hat, sind zur Zeit noch nicht bekannt; Nachrichten über seine letzten Tage dürften erst in Wochen oder Monaten zu uns gelangen. Die beiden letzten von Hildebrandt an seine Berliner Freunde geschriebenen Briefe erwähnen nicht das Geringste von Unwohlsein oder Krankheit, zeichnen sich vielmehr durch lebensfrohen Humor